Pierre Jarawan: Frau im Mond, Roman

22. Juli 2020 | Beirut

Liebe Anoush,
ich habe das Gefühl, am falschen Ort zu sein, auch wenn mein Nachname das Gegenteil behauptet. Ich bin ohne jedes Gespür für die Textur und den Rhythmus der Stadt.

Die Wohnung, die ich gemietet habe, befindet sich in Bourj Hammoud gegenüber der armenischen Kirche. Tagsüber sehe ich Alte zum Beten hineingehen, auf dem Vorplatz jagen Kinder die Tauben. Auch der Hafen ist nur einen kurzen Spaziergang entfernt. Gestern Nacht hielt das Scheinwerferlicht der Containerkräne mich wach, das durch das kleine Rechteck des Schlafzimmerfensters hereinfiel. Der Vermieter hat in seiner Anzeige mit *24 Stunden Strom!* geworben, was mir verheißungsvoll erschien. Zwar tropft die Klimaanlage, Flusen wirbeln hinter dem Kühlschrank hervor, und im Bad knistern die Motten an der Neonröhre über dem Spiegel, aber das macht nichts. Ich habe nicht vor, hier drin viel Zeit zu verlieren.

Bourj Hammoud also, wo die Straßen nach armenischen Städten, Bergen und Flüssen benannt sind. Noch so ein Versuch, eine verlorene Geografie in der Sprache zu bewahren. Ich stelle mir vor, Anoush, wie du jetzt über mich lachst; nicht herablassend, sondern zugeneigt, weil wir beide wissen, was das für ein Klischee ist; die große Fiktion des Tourismus: Wir müssen nur unseren Körper an einen Ort bringen, und schon kommen wir diesem Ort näher – oder uns.

Vorgestern gegen Mitternacht stieg ich am Rafiq-Hariri-Airport aus einer Maschine der Middle-East-Airlines, überrascht darüber, wie heiß und feucht hier die Luft ist. Seit dem Start in Montréal habe ich einen halben Tag übersprungen, und alles fühlt sich noch immer an wie im Traum. Im Taxi, das mich nach der Ankunft in die Stadt brachte, öffnete ich das Fenster und hielt Ausschau nach der Skyline, doch alles, was ich sah, waren große Schilder mit der Aufschrift *Downtown* und *Cola Intersection*. Die Stadt kam mir unnatürlich dunkel vor. Der Taxifahrer schwieg. Wir fuhren an Stapeln brennender Autoreifen vorbei, offenbar Barrikaden, von Demonstranten errichtet. Spruchbänder und Pappschilder lagen am Straßenrand. Unter den Brücken türmten sich Berge von Müll neben den Schlafsäcken von Obdachlosen. Es stank so sehr nach Abfall und verschmortem Gummi, dass ich das Fenster schloss.

Als ich später nicht schlafen konnte, ging ich draußen umher, geriet jedoch schnell außer Atem, weil hier jede Straße den Berg hinaufstrebt. Auf einer Treppe, die in den Himmel zu führen schien, hockte ein Mann und flickte ein Fischernetz. Sein Blick sagte, was er für sich behielt: *Woher ich komme, was ich hier wolle?* Ich stammelte etwas und drehte um.

Wer auch immer den Begriff *Stadtdschungel* geprägt hat, muss Beirut in seinem jetzigen Zustand gesehen haben. Schwer vorstellbar, dass es schon so aussah, als du mit Maroun und Dana Ende der Fünfzigerjahre hierher zurückkamst. Ich will es dir beschreiben: Kletterpflanzen haben die Häuser, weiß und mehrstöckig zumeist, überwuchert, sodass es scheint, als wären ganze Stadtviertel von Krampfadern übersät. Hier und da überwindet eine Treppe den Anstieg zur nächsthöher gelegenen Straße, wobei die wuchernden Sträucher Tunnel bilden. Aus den Gehwegen – oder dem, was man hier dafür hält – wachsen Mandarinenbäume, unter denen die Früchte faulen. Die Laternen sind ausgeschaltet. Nachts dringt nur ein Schimmern aus den Wohnungsfenstern, hinter denen – ich stelle es mir vor – die Frauen Kerzen entzündet haben, ihre Kinder baden und in den Schlaf wiegen. Vor dem Zubettgehen schieben sie die Vorhänge beiseite, weil sie meine Schritte unten hören; sie sehen die Fremde in den abgewetzten Sneakern, im ärmellosen Top, mit dem Kameragurt über der Schulter, die sich umblickt. Es ist, als könnte ich sie murmeln hören: *Hast du etwa nicht die*

Nachrichten verfolgt? Was zur Hölle hast du erwartet? Bauchtänze in den Straßen? Kardamom- und Zimtgeruch dazu und den Klang einer Oud?

Was hatte ich erwartet?

Es ist, erkannte ich bei meinem ersten Streifzug durch die Stadt, unmöglich zu verstehen, was es heißt, in Beirut zu sein, wenn man nichts weiß von der Tiefe der Krater, die der Bürgerkrieg geschlagen hat. Selbst dreißig Jahre nach dem Ende sind seine Schatten allgegenwärtig zu finden in den von Einschusslöchern übersäten Mauern, den wandlosen Häusern, in den Graffito, die beinah alles überziehen, auffällig oft auch die vergitterten Türen der Banken. Selbst in den Teilen des Zentrums der Stadt, die neu errichtet oder frisch restauriert erstrahlen, spukt der Geist der Zerstörung weiter, denn die polierten Marmorplatten und die ockerfarbenen, einem osmanisch-französischen Architektentraum entschwebten Gebäude, wirken in ihrer Makellosigkeit wie Kulissen, die etwas ganz anderes verdecken.

Ich hatte im Flieger bis zum Umstieg in Paris damit begonnen, über den Krieg zu lesen. Immer wenn ich glaubte, den Ursprung gefunden zu haben, folgte ein weiterer, der noch früher ansetzte. Vielleicht begann der Krieg am 13. April 1975, als eine christliche Miliz einen Bus voller palästinensischer Flüchtlinge beschoss; oder er begann mit einer Flüchtlingskrise und der Ankunft bewaffneter Palästinenser 1971; oder noch weiter davor, mit dem Kollaps der Intra Bank 1966, die eine schwere Wirtschaftskrise zur Folge hatte; oder sein Ursprung lag in den Fünfzigerjahren, als es zwischen den zahlreichen religiösen Gruppen zu ernsthaften Spannungen kam, weil demographische und soziale Veränderungen dazu führten, dass viele Menschen sich nicht mehr ausreichend repräsentiert fühlten; oder die Gründe lagen im System an sich, dem Nationalen Pakt von 1943, der die höchsten Ämter des Landes nach religiöser Zugehörigkeit verteilte …

Während die Crew herumging und Getränke anbot, kamen mir erste Zweifel. Meine Reise war keine Rückkehr in ein bekanntes Land. Ich war nicht auf dem Weg nach Hause.

Kannst du das nachvollziehen, Anoush? Die Risse hier sind nicht nur Risse in Gebäuden, sondern auch in der Zeit. Sie zeigen mir, wie spät dran ich bin, und dass uns beide etwas trennt, von dem ich nicht weiß, ob und wie es sich überbrücken lässt. Oder war es schon immer so, auch zu deiner Zeit hier, dass die Stadt wirkte wie in Auflösung begriffen? So kommt es mir vor nach der kurzen Zeit, die ich hier bin. Selbst in den Dingen, die Tante Gamila (du kanntest sie, oder?) ein Leben lang vermisst hat, scheint, ohne dass ich sagen könnte, weshalb, ein Vorgeschmack von Abschied zu liegen. Das violette Morgenlicht, die bernsteinfarbene Luft und der Geruch von Jasmin aus den Hecken – all das existiert, ist real, ich erlebe es gerade. Doch scheint das alles von etwas anderem überlagert zu sein. Es liegt eine Spannung über der Stadt, als würden Kräfte an den Enden eines Gummibands ziehen, es rumort, etwas braut sich zusammen.

Der klassische Erzähler, so sagt man, ist jemand, der von anderswo kommt, der auf dem Dorfplatz diejenigen versammelt, die den Ort nie verlassen haben und die durch ihn andere Berge, andere Monde, andere Geheimnisse und Gesichter sehen können. Aber was ist eine Erzählerin wert, die mit leeren Händen auftaucht, die keine Geschichten mitgebracht hat, sondern nach ihnen sucht?

Wie soll es möglich sein, mehr über dich zu erfahren, Anoush? Bücher und Filme haben mir mein Leben lang weisgemacht, jede Geschichte hätte einen klaren Anfang, eine Mitte und ein Ende, aber seit ich versuche, dir näher zu kommen, ist mir, als wäre ich in eine der Mehrfachbelichtungen geraten, die Orson Welles in seiner Spiegelsequenz verwendet, in *The Lady from Shanghai*: Ich strecke die Hand nach dir aus, aber du bist schon woanders. Als gäbe es im Versuch, dich zu begreifen, nicht *die Zeit*, sondern eine, die vorwärtsläuft, und eine, die

sich rückwärts bewegt. Und auf diesen Zeitfäden aufgereiht: nicht eine, sondern mehrere Geschichten.

Paradoxerweise ist es genau das, was mir zugleich Hoffnung macht. Denn wenn es keinen klaren Anfang gibt, bedeutet das, es gibt auch keinen falschen Zeitpunkt und keinen falschen Ort, um zu beginnen.

Kurz bevor ich Montréal verließ, stieß ich in irgendeinem abseitigen Winkel des Internets auf einen Bericht. Da ich über das Waisenhaus, in dem du gelebt hast, nichts weiter gefunden hatte, hatte ich begonnen, nach Erlebnisberichten von Missionaren zu suchen, die zur Zeit des Großen Krieges im Nahen Osten stationiert gewesen waren. Als sich die Osmanischen Streitkräfte 1918 aus der Provinz Beyrut zurückzogen, verbreitete sich auch in der Hauptstadt die Nachricht, das Waisenhaus in Antoura sei verlassen worden. Bis dahin war das Gebäude an den Hängen über der Stadt ein Mysterium gewesen. Nun, an einem Oktobermorgen, fuhr eine Gruppe Hilfsmitarbeiter die Küstenstraße hinauf nach Norden. Unter ihnen war Stephen Trowbridge vom amerikanischen Roten Kreuz, der als Erster das Tor zum Innenhof aufstieß.

Es ist schwer, sich vorzustellen, dass ein Waisenhaus aus anderen Gründen als denen der Menschlichkeit und des Mitgefühls gegründet worden sein könnte, schreibt er in seinem Bericht. Ursprünglich waren es zweitausend Waisen gewesen, die man aus den Flüchtlingslagern des Reichs nach Antoura gebracht hatte. Doch als die Hilfsmitarbeiter das Gelände betraten, fanden sie im Schatten unter den Bäumen und in den verwüsteten Schlafsälen nur noch 669 Kinder. Sie erzählten Trowbridge ihre Geschichten, und ich frage mich, ob auch du ihm begegnet bist, ob sich auch deine Geschichte in diesem Text verbirgt. Er hörte zu, machte sich Notizen. Trowbridges Bericht trägt den Titel *Antoura, the Shelter of a thousand Tragedies.*

Bevor ich schlafen gehe, will ich dir sagen, was in der Tasche liegt, die ich für morgen vorbereitet habe, wenn ich nach Antoura fahre: ein ausklappbares Stativ. Ein Stapel leerer Kassetten, die aufzutreiben ein Abenteuer war. Ein Lavaliermikrofon für das Gespräch. Ein Ladekabel. Und obenauf: die alte Sony-Kamera, die Jules vor vielen Jahren bei Best Buy in der Saint-Catherine Street gekauft und mit der er uns damals andauernd gefilmt hat. Bis heute habe ich das Einlegen, das Zurückspulen und Herausholen der Kassetten in den Fingern. Ich war vielleicht zehn beim ersten Mal, und mein Vater hat mich angeleitet. Die Kamera funktioniert noch. Sie ist noch immer *bahnbrechend!* Und sie fühlt sich richtig an. Denn in der Fülle aus Familienfilmen – *Ostern 1993, Wochenende in Winnipeg 1994, Nachtzug nach Calgary 1995, Weihnachten 1996* und all den anderen -, fehlt einer, der nie gedreht wurde: einer, der dich zum Thema hat.